

Umfragen
zum deutschen Glauben
an die Innovationskraft
der Forschung

Kein Fortschrittspessimismus

Thomas Petersen

Kein anderes westliches Land, so schrieb im Jahr 2009 der Publizist Michael Miersch in der Zeitschrift *Cicero*, sei so technikfeindlich und fortschrittspessimistisch wie Deutschland. „Nirgendwo sonst auf der Welt sind Atomkraft, Gentechnik und Stammzellenforschung so geächtet, Chemieangst und Mobilfunkfurcht so verbreitet. Trotz höchster Sicherheitsstandards ist der Ausstieg aus der Kernenergie beschlossene Sache, während alle anderen deren Vorteile gerade wiederentdecken und nutzen. Eine CSU-Agrarministerin tut im Jahr 2009 alles, um die Pflanzengentechnik abzuwürgen. [...] Eine mächtige Koalition aus Öko-Aktivisten, Pfarrern, Politikern und Journalisten hat es geschafft, dass die Deutschen neue Technologien nicht mehr als Chance, sondern nur noch als Risiko wahrnehmen.“

Stimmt das? Es gibt eine Reihe von Beispielen, die Mierschs These zu belegen scheinen. Er selbst stützt seine Behauptung mit durchaus beeindruckenden Zahlen: Vier Universitäten hätten bereits die Forschung auf dem Gebiet der Gentechnik aufgegeben, achtzig Prozent der Gentechnikforscher seien bereits aus Deutschland ausgewandert oder im Begriff, dies zu tun. Heute, nach dem Atomunfall von Fukushima, wird man leicht weitere Hinweise für Ressentiments gegenüber komplexen Technologien finden. Doch stimmt es wirklich, dass die Deutschen immer mehr in einer, wie Miersch es ausdrückt, „stickigen Atmosphäre aus Furcht und Vorurteilen“

versinken? Die Umfrageergebnisse des Instituts für Demoskopie Allensbach aus den letzten Jahrzehnten deuten eher in eine andere Richtung. Dabei gibt es in der Bevölkerung ohne Zweifel ein erhebliches Maß an Unverständnis und irrationalen Ängsten gegenüber Wissenschaft und Technik. Man kann leicht die Spuren jener eigenartigen Romantik finden, die das Kunststück vollbringt, die eigentlich unübersehbaren Segnungen des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts (man denke nur an die stetig steigende Lebenserwartung) komplett zu ignorieren. Doch die Umfragen zeigen auch, dass diese Haltung auf dem Rückzug ist. Den Höhepunkt der Fortschrittsfeindlichkeit der Bevölkerung markieren die 1980er-Jahre. Seitdem wächst alles in allem das Zutrauen der Menschen in den technischen Fortschritt wieder. Allerdings geht die Entwicklung langsam voran, schwankend und immer wieder von Rückschlägen unterbrochen.

Der Fortschrittsglaube ist da

Ein Beispiel hierfür sind die Antworten auf die Frage: „Glauben Sie an den Fortschritt – ich meine, dass die Menschheit einer immer besseren Zukunft entgegengeht, oder glauben Sie das nicht?“ Diese Frage legte das Institut für Demoskopie Allensbach zum ersten Mal im Jahr 1967 einem repräsentativen Bevölkerungsquerschnitt vor. Seitdem wurde sie in unregelmäßigen Abständen wiederholt, zuletzt im Jahr 2007. „Ich glaube an den Fortschritt“, sagten 1967 56 Prozent der

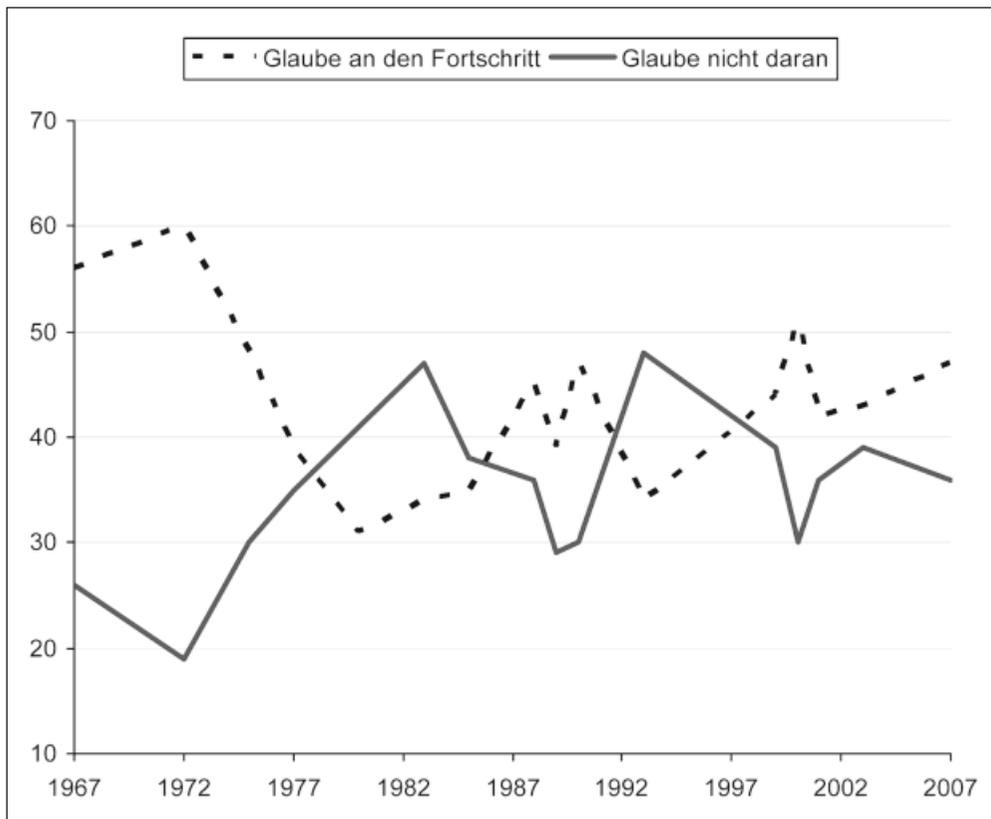
Befragten, nur 26 Prozent widersprachen. 1972 betrug das Verhältnis sogar 60 zu 19 Prozent. Dann aber, binnen weniger Jahre, veränderte sich das Antwortverhalten dramatisch. 1981 sagten nur noch 31 Prozent, sie glaubten, dass die Menschheit einer immer besseren Zukunft entgegengehe, 41 Prozent sagten nun, sie glaubten nicht daran, ein Wert, der sich 1983 noch einmal auf 47 Prozent steigern sollte. Seitdem aber steigt – von kurzfristigen Schwankungen abgesehen – der Anteil derjenigen wieder an, die auf den Fortschritt vertrauen. 2007 waren es wieder 47 Prozent, während die pessi-

mistische Haltung noch von 36 Prozent eingenommen wurde (Grafik 1).

Andere Trendfragen zur Grundeinstellung der Bevölkerung gegenüber der Wissenschaft und dem technischen Fortschritt zeigen ganz ähnliche Entwicklungen, etwa die Frage: „Glauben Sie, dass der Fortschritt der Technik das Leben für die Menschen immer einfacher oder immer schwieriger macht?“ Im Jahr 1966 sagten 50 Prozent der Westdeutschen, der technische Fortschritt mache das Leben immer einfacher, 1981 waren es noch 32 Prozent, im Jahr 2000, als die Frage zum bisher letzten Mal gestellt wurde,

Grafik 1: Der Glaube an den Fortschritt

Frage: „Glauben Sie an den Fortschritt – ich meine, dass die Menschheit einer immer besseren Zukunft entgegengeht, oder glauben Sie das nicht?“ – Westdeutschland – An 100 fehlende Prozent: Unentschieden, keine Angabe



Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfragen

Tabelle 1: Der Glaube an den Fortschritt ist im Osten ungetriebener als im Westen

Frage: „Glauben Sie, dass der wissenschaftliche Fortschritt das Leben für die Menschen immer einfacher oder immer schwieriger macht?“

	Bevölkerung insgesamt	Westdeutschland	Ostdeutschland
	%	%	%
Immer einfacher	44	42	54
Immer schwieriger	25	27	19
Bleibt gleich	19	19	15
Weiß nicht	12	12	12
Gesamt	100	100	100

Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage Nr. 10057, Juli 2010

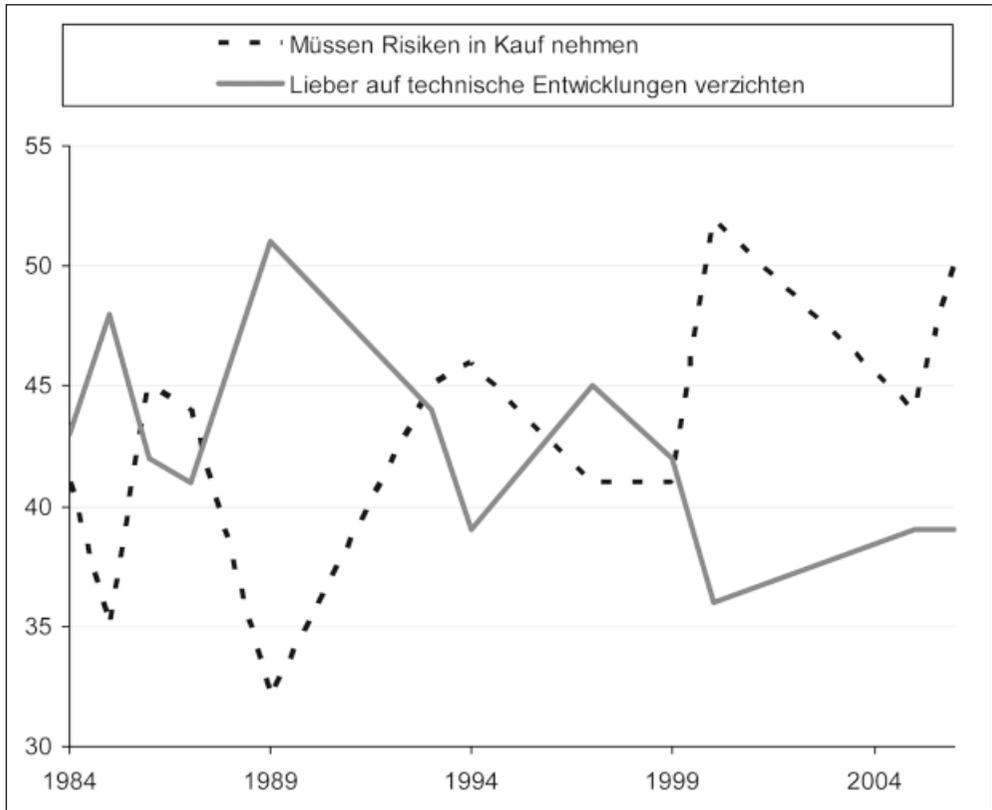
waren es immerhin wieder 41 Prozent. Bemerkenswert ist dabei, dass sich die westdeutsche Bevölkerung deutlich technikskeptischer zeigt als die ostdeutsche (vergleiche Tabelle 1). Hier wird ein Muster erkennbar, das bei vielen Fragen zur Werteorientierung zu erkennen ist, ob in der Haltung gegenüber Leistung und gesellschaftlicher Autorität, zur Geschichte des eigenen Landes oder zum Familienleben: Stets schlägt sich bis heute die Sozialisation der Bevölkerungen beider Landesteile in unterschiedlichen Gesellschaftssystemen nieder. Der westdeutsche Zeitgeist der 1970er- und 1980er-Jahre, gekennzeichnet durch Wertewandel, Kulturkritik und – damit verbunden – Fortschrittspessimismus, hat in der alten Bundesrepublik ganze Generationen geprägt und dementsprechend tiefe Spuren in der Mentalität der Bevölkerung hinterlassen. In Ostdeutschland hat er dagegen allein schon deswegen kaum Fuß fassen können, weil dies der Staatsräson der DDR widersprochen hätte. Zumindest im öffentlichen Leben hatten solche Haltungen kaum einen Platz. Die Folgen sind bis heute erkennbar.

Der allmähliche Rückgang der Technikskepsis in Deutschland hat zur Folge, dass auch die Einsicht in die Notwendigkeit, bei der Entwicklung neuer Techniken Risiken in Kauf zu nehmen, bei der

Bevölkerung wesentlich verbreiteter ist, als man angesichts der aktuellen Debatte um die Atomenergie vermuten könnte. Dies zeigen die Antworten auf eine Dialogfrage, bei der die Interviewer ein Bildblatt überreichten, das zwei Figuren im Schattenriss zeigte, denen wie in einem Comic jeweils eine Sprechblase zugeordnet war. Die erste Figur sagte: „Meiner Meinung nach müssen wir bereit sein, bestimmte Risiken bei der Anwendung von technischen Entwicklungen in Kauf zu nehmen; Risiken sind nie ganz auszuschließen.“ Die Gegenposition lautete: „Das sehe ich anders. Wenn es auch nur ein geringes Risiko für den Menschen gibt, dann sollte man auf technische Entwicklungen lieber verzichten.“ Die Befragten wurden gebeten anzugeben, welcher dieser beiden Meinungen sie eher zustimmten. Als die Frage im Jahr 1984 zum ersten Mal gestellt wurde, entschied sich eine knappe relative Mehrheit von 43 Prozent der Befragten für die zweite Position, gab also zu Protokoll, lieber auf Fortschritt zu verzichten, als Risiken in Kauf zu nehmen. 41 Prozent meinten dagegen, man müsse für technische Entwicklungen auch gewisse Risiken in Kauf nehmen. In den folgenden rund zwei Jahrzehnten schwankten die Antworten auf diese Frage je nach der jeweiligen tagespolitischen Lage erheblich, doch al-

Grafik 2: Die Bereitschaft zum Risiko ist in den letzten 20 Jahren gewachsen

Frage: „Hier unterhalten sich zwei über technischen Fortschritt. Welcher von beiden sagt eher das, was auch Sie denken, der Obere oder der Untere?“ (Bildblattovorlage) – Westdeutschland – An 100 fehlende Prozent: Unentschieden, keine Angabe



Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfragen

les in allem nahm der Anteil derjenigen zu, die sich dafür aussprachen, Risiken in Kauf zu nehmen. 2006 vertraten immerhin 50 Prozent diese Meinung (Grafik 2).

Angesichts dieser Ergebnisse drängt sich die Frage auf, ob nicht die Bundesregierung unter dem Meinungsklimadruck unmittelbar nach der Fukushima-Katastrophe die Fähigkeit der Bevölkerung unterschätzt hat, differenzierten Argumentationen zu folgen. Es spricht einiges dafür, dass eine Haltung, wie sie Helmut Kohl empfahl, nämlich zu sagen: „Wir verstehen eure Sorgen, überprüfen die Atomkraftwerke auch noch einmal,

aber im Übrigen bleibt es dabei, dass wir auf die Atomenergie bis auf Weiteres nicht werden verzichten können“, bei vielen Bürgern durchaus auf Verständnis gestoßen wäre. Das zeigen auch die Antworten auf die Frage: „Glauben Sie, dass wir in Deutschland schon in kurzer Zeit ohne Kernenergie auskommen können, oder brauchen wir sie noch einige Jahre, bis wir andere Lösungen gefunden haben?“ Im Dezember 1999 sagten 62 Prozent der Deutschen, ihrer Ansicht nach könne man auf die Atomenergie in den nächsten Jahren nicht verzichten. Im April 2011, unmittelbar nach dem Un-

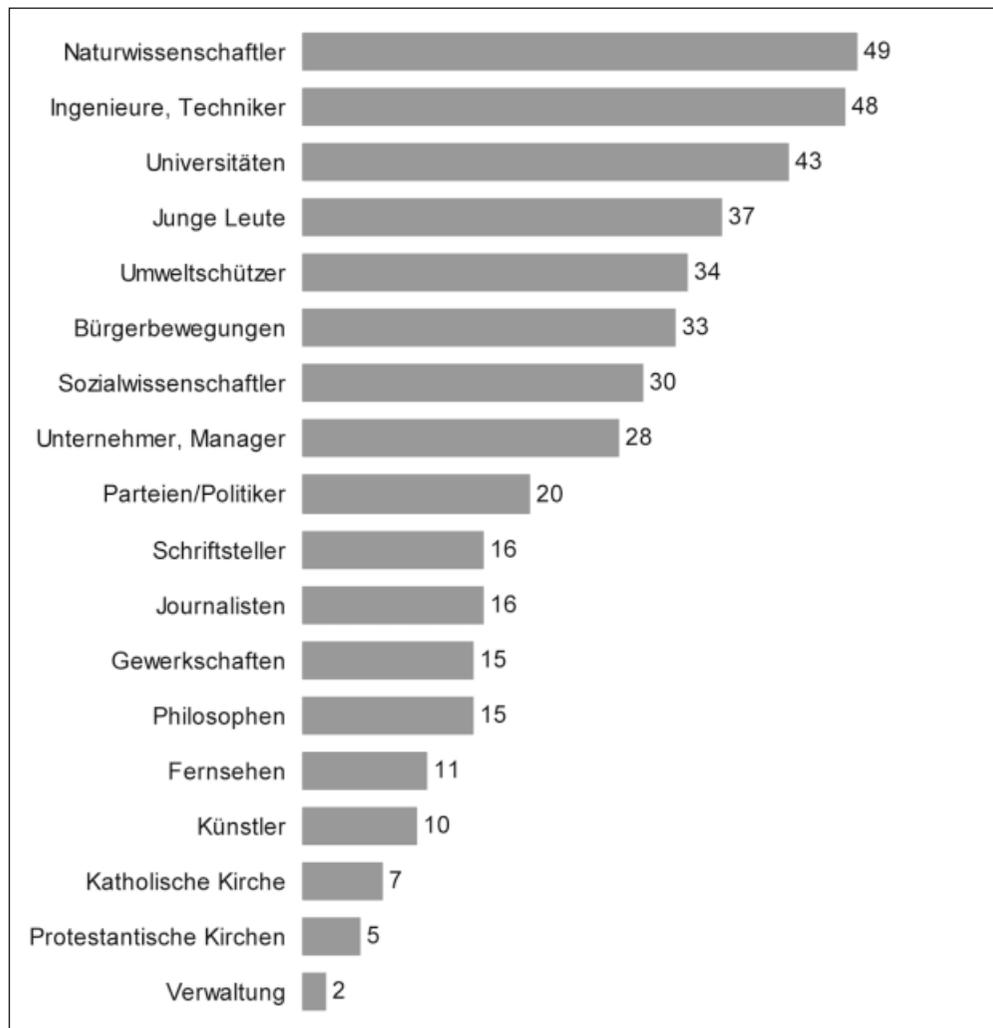
glücksfall in Japan, meinten dies sogar 70 Prozent. Nur 21 Prozent sagen heute, man werde bereits in kurzer Zeit auf die Atomkraftwerke verzichten können. Auch unter dem Eindruck der massiven Katastrophenberichterstattung hat die Bevölkerung ihren Realitätssinn in dieser Frage nicht verloren.

Alles in allem genießen Wissenschaft und Forschung in Deutschland ein we-

sentlich besseres Ansehen, als man vor dem Hintergrund mancher öffentlicher Diskussion vermuten könnte. Im Oktober 2006 stellte das Allensbacher Institut die Frage: „Von wem gehen heute die wichtigsten Impulse für die Gestaltung unserer Zukunft aus, wer hat die besten Ideen und Vorstellungen?“ Mit deutlichem Abstand an der Spitze, genannt jeweils von knapp der Hälfte der Befragten, standen

Grafik 3: Von wem gehen Impulse aus?

Frage: „Von wem gehen heute die wichtigsten Impulse für die Gestaltung unserer Zukunft aus, wer hat die besten Ideen und Vorstellungen?“ (Listenvorlage)



Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage Nr. 7096, Oktober/November 2006

Naturwissenschaftler und Ingenieure, obwohl diese in gesellschaftlichen Debatten meist vergleichsweise selten zu Wort kommen. Mit knappem Abstand folgten die Universitäten an dritter Position. Erst deutlich dahinter rangierten die Gruppen, die oft Gegenstand der Berichterstattung sind und deren Vertreter die Talkshows bevölkern: Umweltschützer, Bürgerbewegungen, Politiker und Journalisten. Auffallend ist, wie wenig Innovationskraft Philosophen und Künstlern zugetraut wurde: Erstere wurden von 15, Letztere von 10 Prozent genannt. Nur den Kirchen und der Verwaltung wurde noch seltener zugestanden, dass von ihnen wichtige Impulse ausgingen (Grafik 3).

Nutzenorientiertes Denken

Über Mangel an gesellschaftlicher Anerkennung können sich die Wissenschaftler in Deutschland also nicht beklagen, doch die Einstellung der Bürger gegenüber der Forschung ist zumindest in wesentlichen Teilen von erheblichen Missverständnissen gekennzeichnet. Bereits bei einer umfangreichen Untersuchung über das Ansehen der Wissenschaft im Jahr 1999 zeigte sich, dass der Bevölkerung die Prinzipien der Grundlagenforschung praktisch nicht zu vermitteln sind. Dass Forschung frei und ungebunden sein muss, dass ihre Ergebnisse in vielen Fällen nicht vorhersehbar sein können, ja dass der Vorstoß auf Neuland zwangsläufig bedeutet, dass man noch nicht wissen kann, welche Folgen eine künftige neue Entdeckung haben kann, ob sie im praktischen Leben nützlich sein wird oder nicht, alle diese Gedanken sind zu weit von der Lebenswelt der meisten Menschen entfernt, um auf wirkliches Verständnis zu stoßen. Für die Bevölkerung bemisst sich der Wert von Forschung in erster Linie nach dem unmittelbar erwarteten Nutzen. Hinzu kommt, dass im Zweifel der Bildung Vorrang vor der Forschung eingeräumt wird. Als Ideal

scheint den Menschen das Prinzip der Fachhochschule vor Augen zu stehen.

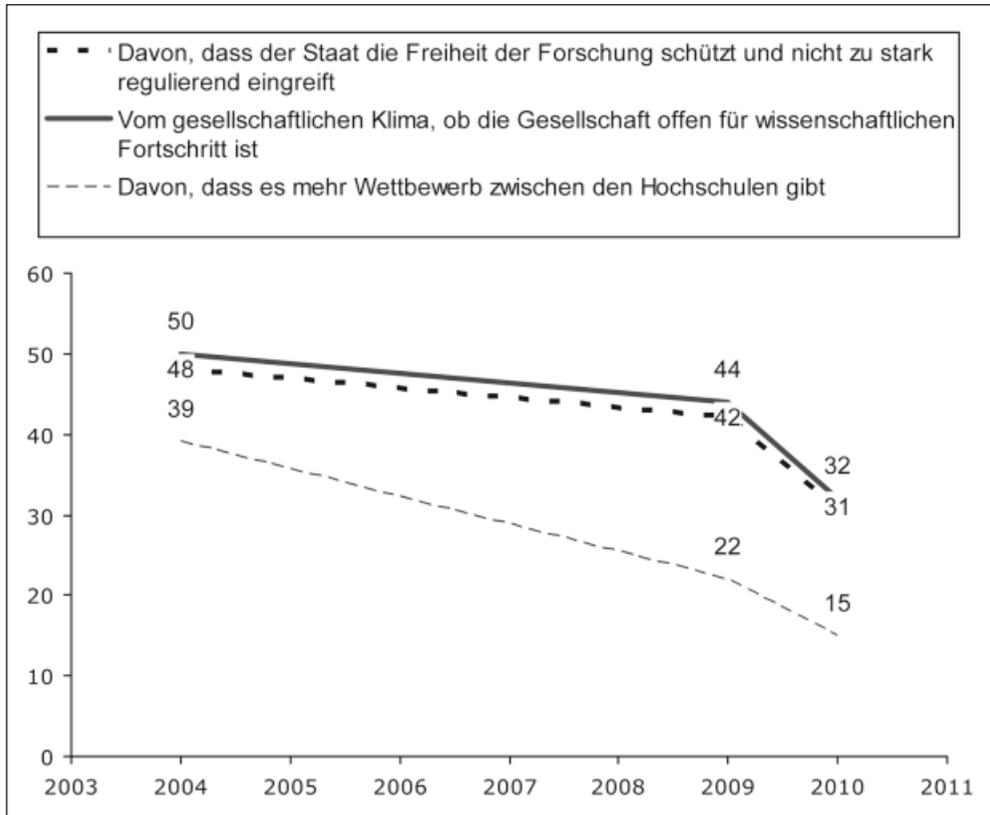
Dies zeigt sich beispielsweise bei der im August 2010 gestellten Frage „Es gibt ja verschiedene Meinungen darüber, was wichtig ist, um Deutschland voranzubringen, um Deutschland eine gute Zukunft zu sichern. Hier ist einiges aufgeschrieben, was für die Zukunft Deutschlands wichtig sein kann. Was davon würden auch Sie sagen?“ Dazu wurde eine Liste mit neunzehn Punkten zur Auswahl überreicht. 80 Prozent der Befragten wählten den Punkt „Ein hervorragendes Bildungssystem“ aus. Mit 76 Prozent folgte die Aussage „Dass wir qualifizierte Fachkräfte ausbilden“, 62 Prozent meinten, es sei besonders wichtig, „dass wir unseren Standard an sozialer Absicherung erhalten“. Erst an vierter Stelle folgte mit 59 Prozent „Dass in Deutschland wissenschaftlicher Fortschritt und Innovationen gefördert werden“, also ein Punkt, der den Bereich der angewandten Wissenschaft ansprach, gleichauf mit „Förderung von benachteiligten Kindern und Jugendlichen“. Die Aussage „Dass wir in der Forschung Spitze sind“ wählten dagegen nur 48 Prozent der Befragten aus. Der Punkt nahm damit den elften Platz in der Rangliste ein.

Weniger Verständnis für die Forschung

Als problematisch muss man es ansehen, dass das Verständnis für die Bedürfnisse der Forschung in den letzten Jahren eher zurückgegangen ist. Bei der Frage: „Was meinen Sie, wovon hängt es ab, dass die deutsche Wissenschaft, die deutsche Forschung gute Leistungen bringt?“ im Juli 2010 wählten 79 Prozent aus den vorgegebenen Antwortmöglichkeiten den Gemeinplatz „Ob wir gute Wissenschaftler haben“ aus. Es folgten „Wie viel die Unternehmen für Forschung und Entwicklung ausgeben“ und „Von der Qualität des Bildungssystems“ mit 71

Grafik 4: Rückläufiges Verständnis für die Freiheit der Forschung

Frage: „Was meinen Sie: Wovon hängt es ab, dass die deutsche Wissenschaft, die deutsche Forschung gute Leistungen bringt? Was von der Liste hier würden Sie da vor allem nennen?“ (Listenvorlage) – Auszug aus den Angaben –



Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfragen Nr. 7052, 10035, 10057

beziehungsweise 69 Prozent. Dass Unternehmen und Universitäten bei der Forschung eng zusammenarbeiten, hielten 64 Prozent für wichtig, 62 Prozent meinten, es komme darauf an, dass die Universitäten vom Staat genügend Geld erhielten. Dass der Staat die Freiheit der Forschung schützt und nicht zu stark regulierend eingreift, fanden dagegen nur 32 Prozent wichtig. Die Notwendigkeit eines gesellschaftlichen Klimas, das offen für den wissenschaftlichen Fortschritt ist, betonten 31 Prozent, mehr Wettbewerb zwischen den Hochschulen war sogar nur für 15 Prozent von Bedeutung. Die Zu-

stimmung zu den letzten drei Punkten, die tatsächlich für das Gedeihen einer lebendigen Forschungslandschaft von zentraler Bedeutung sind, ist in den letzten Jahren deutlich gesunken (Grafik 4).

In einer solchen Situation darf man kein ausgeprägtes Verständnis für die Freiheit der Forschung erwarten. Eine Frage vom Oktober/November 2006 lautete: „Viele Menschen machen sich Sorgen, dass Forschung auch gefährliche Ergebnisse haben kann. Sind Sie dafür oder dagegen, dass bestimmte Forschungen auch verboten werden können?“ 61 Prozent antworteten, sie seien dafür, be-

stimmte Forschungen zu verbieten, nur 21 Prozent waren dagegen.

Auch hier zeigt sich, dass das gesellschaftliche Klima forschungsfreundlicher geworden ist: Im Februar 1999 waren noch 75 Prozent der Deutschen der Ansicht, manche Forschung gehöre verboten. Doch auch der niedrigere Wert muss sehr ernst genommen werden. Man fühlt sich an den Kernphysiker Heinz Maier-Leibnitz (1911 bis 2000) erinnert, der nicht müde wurde, in der Öffentlichkeit den Satz „Wissen ist besser als Nichtwissen“ zu wiederholen. Auf den ersten Blick scheint dieser Satz eine Banalität zu beschreiben. Doch er ist keineswegs banal. Wer einmal darauf aufmerksam wird, wird erstaunt feststellen, wie oft sich die Gesellschaft bewusst für Nichtwissen entscheidet, nicht allein aus Ängsten heraus, sondern häufiger noch aus mangeln-

dem Verständnis für den Wert des Wissens. Das gilt nicht nur für die Atomenergie oder Gentechnik, sondern etwa auch in der Forschungs-, Bildungs- und Sozialpolitik. Kein Hersteller in der Konsumgüterindustrie käme auf den Gedanken, ein Produkt auf den Markt zu bringen, das nicht nach wissenschaftlichen Kriterien getestet worden ist. Doch der Gedanke, eine Schulreform erst einmal in einem kontrollierten sozialen Experiment zur Anwendung zu bringen, bevor man sie flächendeckend einführt, scheint meist nicht nur fernzuliegen, sondern geradezu als bedrohlich angesehen zu werden. Man kann annehmen, dass solches Nichtverstehen und die damit verbundene geringe Wertschätzung wissenschaftlicher Prinzipien mindestens so viel Schaden anrichten wie der inzwischen rückläufige Fortschrittspessimismus des Zeitgeistes.

Sich nicht mit dem Status quo begnügen

„Wir sind ein Land, dessen Wohlstand in Zukunft wie in keinem anderen Industrieland auf Innovation beruhen wird. Dieser schon erreichte Wohlstand erzeugt bei manchen die Illusion, dass wir in Deutschland keinen technischen Fortschritt mehr brauchen. Wer sich aber mit dem Status quo begnügt, verbaut künftigen Generationen den Wohlstand.“

Annette Schavan am 27. Dezember 2010 im *FOCUS online*